

Nachdenklicher Frühling

Autor(en): **Delp, Ellen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **63 (1954)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-547991>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

NACHDENKLICHER FRÜHLING

Von Ellen Delp

Schrecken überfiel einen im Angesicht der unverrückbaren Gebirgsstöcke mit ihren tiefen ruhigen Tälern, mit ihrem strömenden strotzenden Frieden, der anflutete und immer näher herandrang mit dem Lichte und den föhnigen Spielen der Winde.

O diese Vergeudung der Jahre, in der man lebte! War nicht jede Minute ein Atemzug der Ewigkeit? Waren die Blumen des Frühlings in der Emsigkeit der geöffneten kleinen Kelche, die der Sonne zutrieben, um rechtzeitig zu ihren Früchten, Eicheln und Beeren zu gelangen — waren sie nicht Abbild, Mahnung und Gleichnis, dass man in der Ordnung des Ablaufs getreu verbleiben solle, sich nicht vergeuden, versäumen, abseitig verlieren wie die Menschen es taten?

Stand nicht hinter jeder menschlichen Erscheinung, ob sie unscheinbar oder wichtig war, ob gefällig oder verdorben — stand nicht hinter allen, hinter den Millionen Menschen und immer wieder hinter jedem einzelnen der Augenblick seiner Geburt, jenes dunklen, nach erschütternden Gesetzen geregelten Eintrittes in dieses Dasein? Und wie immer er es nun führe, ob falsch, ob richtig — begnadet, hochgehoben oder im Zwielficht von Kampf, Niedergang und Kümmeris: war nicht wie ein ewiges, alle gleich regierendes Gestirn schon das Ende über ihnen gegenwärtig, die Maske des Todes, das Zeichen künftigen Eingangs in das Unlösbare und Unentrinnbare, aus dem sie kamen?

War nicht in allen Gesichtern, wie geschäftig, wie alltäglich verstrickt, wie irdisch aufgebraucht sie auch sein mochten, schon jene grosse, geweihte, feierliche Stille, jene beklemmende Unerreichbarkeit, jenes rätselhafte Lächeln des Fernseins, das ihr Ende sein würde und ihr neuer Beginn?

War es überhaupt denkbar — dachte man nur eine Minute darüber nach —, sich in der Begrenztheit eines Zimmers, eines häuslichen Streites, eines geschäftlichen Missmuts zu verlieren, wenn man sich erinnerte, was im gleichen Augenblick auf dieser ganzen Welt vor sich ging, die doch auch wiederum nur ein Gestirn unter Gestirnen, einen kleinen Planeten im kosmischen Raum bedeutete?

Während eine Frau auf der Stiege über den ausgegossenen Wasserkübel der Nachbarin keift, während die Hausfrau am Markt feilscht um ihre Handvoll Grünzeug: fällt nicht zugleich Abend in die grossen Räume des Dschungels, traben nicht in durstiger Schwäche die Antilopenrudel zur Tränke an die Ränder der Wasserläufe, und der Berglöwe belauert hinter ihnen, zu bebender Einheit gespannt, schon den Augenblick des grausamen Anspruchs?

Treten nicht im gleichen Augenblick gelbe Ströme überschwemmend aus ihren Ufern, jagen über die Reisfelder, über Vieh, Häuser, Menschen dahin? Vollenden sich nicht schlechte Ernten? Reissen nicht aufgepeitschte Meere die Kutter der Fischer in sich ein?

Und wiederum, springen nicht zur selben Zeit die ersten Lämmer auf den Frühlingswiesen, und im Garten der bauerlichen Gehöfte summen die braunen Völker in den Bienenstöcken?

Sehen nicht aus den Betten der Spitäler wehmütige, blasse, schmerzverfangene Gesichter, sitzen nicht auf den Terrassen belebter Hotels heitere, geschmückte Frauen, sammeln sich nicht in der gleichen Sekunde die Scharen der wolligen, kotbehangenen Schafe um die Ziehbrunnen weiter östlicher Steppen, und im Morast der Tümpel liegen wohlighrunzend die Herden der schwarzen Büffel?

Und treiben nicht genau in derselben Minute im Norden die Lappen mit ihren Rentieren durchs Land, ruhelos aufgejagt von der erschreckenden Mitternachtssonne, die sie und ihre Herden durch die weissen Nächte reisst?

Und auf den Eilanden der Südsee — leben da nicht die kleinen dunklen Stämme der Eingeborenen ihr einfaches sorgloses Dasein, manchmal bedroht und erschreckt von den Geistern der Bäume, des Feuers, der Dunkelheit und der bösen Wünsche?

Dies alles geschieht genau um die gleiche Zeit, ja tausendmillionenfach mehr. Und doch sind wir gewöhnt, es nur aufs flüchtigste, in einem Augenblick des Zufalls zu bedenken. Weit eher verwirren wir uns mit vernichtendem Eifer und aller menschenmöglichen Gründlichkeit in die unaufhörlichen kleinen Geschichten unseres Tages und machen aus ihm das Leben, unsere ganze Welt.

Wir gehen auf in Aerger über Mitmenschen und Missheiligkeiten, in kleinen Sorgen, kleinen Berufsangelegenheiten, in Familienstreitigkeiten und ach! was für bagatellenhaften Freuden! Ein Tag ist im Grunde wie der andere, scheint uns langweilig, ein Trott — und doch schiesst die Zeit unbarmherzig voran.

Fast ist es unbegreiflich, aber eines Tages siehst du in der Landschaft deines Gesichtes den ganzen jagenden Ablauf, deine gewesenen Jahre, die nie mehr einzuholen sind. Du starrst auf die welkende Müdigkeit der Haut, auf die ermatteten Höfe unter deinen Augen, auf die Gräben von der Nase zum Mund herunter und auf die eingekerbten Erinnerungen in den Feldern deiner Stirne.

Fortsetzung auf Seite 11

Mit einem sind die Kinder dir erwachsen geworden, schon entstreben sie der Führung deiner Hand. War es nicht noch gestern, ganz nahe, dass sie aus der Wiege dich anlächelten, gleichzeitig mit dem Morgen anbrachen in ihrem lallenden Geplauder? Wie sehr bedurften ihre ersten Schritte doch deiner auffangenden Hand, ihre ersten unablässigen Fragen deiner Erklärungen!

Nun sind sie wie Gras unmerklich aufgeschossen und buschhoch geworden.

Nun haben sie es wie Vögel, die fliegen wollen, in die Ferne streben.

Nun sind sie einfach junge Menschen, und klirrend gehen sie davon in dieser stählernen Härte der Jugend. Du bleibst zurück, bist alt. Was nun?

Dich schrecken die langen Jahre, im Lärm der grossen Städte zugebracht, in der Unrast der Erscheinungen, in Russ, Strassenstaub, im Umtrieb hetzender Menschenmassen, die täglich wieder ausgeworfen wurden aus dem Bauch des Molochs, die dahinrasten und dich mit sich zogen zu der flimmernden Leere törichter Vergnügen und Zerstreuungen.

Ach, verlorene Jahre! Warum lockte es dich nicht früher, in der ländlichen Stille einfacher zu

leben, am Rande kleiner heller Birkenwälder mit einem Stück Himmel darüber? In der Nähe der grossen Weiden, auf denen Pferde grasen, mit gesenkten Köpfen leise schnaubend und Futter rufend, um auf einmal auszubrechen in dem schönen Irrsinn ihrer unmessbaren Natur und wie Sturm mit grossem, metallischem Wiehern sich in die Weite zu werfen bis an die niederen Ränder des Horizontes hinaus?

Nun plötzlich meinst du ein kleines Haus, in den Frieden des Gärtchens eingetaucht, mit der Apfelwiese dahinter und dem nahen kleinen Gehölz: wo die Jahreszeiten dir täglich bis zur Schwelle der Türe kommen und fast häuslich sind — nicht länger mehr aufzusuchen in den Auslagen grosser Schaufenster.

Nein, mit dem Eintritt des märzlichen Regens sind sie da, wenn die Dachtraufe und alles nur mehr Regen ist und Plätschern und in der föhnigen Luft schon die Verheissung der frühen Sprossen, der grünen Spitzen sich riechen lässt, mit denen der erste Sauerklee, die Märzbecher, die rötliche Taubnessel und die fahlen kleinen Sterne der Anemonen in so deutlich wirkender Stille in einer so plötzlich offenbaren Notwendigkeit aus ihren schön ersonnenen Gesetzen sich vorbereiten.



DER SCHUTZ UNSERER ZIVILBEVÖLKERUNG IM KRIEGSFALL

B e m e r k u n g e n z u r g e g e n w ä r t i g e n R e c h t s l a g e

Von Dr. Hans Haug

Am 26. Januar 1954 hat der Bundesrat eine Verordnung über «Organisationen zum Schutz und zur Betreuung der Bevölkerung im Krieg» erlassen und auf den 1. Februar in Kraft gesetzt. Diese Verordnung verpflichtet die Gemeinden, in grösseren Ortschaften (1000 und mehr Einwohner) und Betrieben (50 und mehr Angestellte und Arbeiter) zivile Schutz- und Betreuungsorganisationen zu schaffen. Diese Organisationen sollen Dienste für Alarm, Beobachtung und Verbindung, Hauswehren,

Kriegsfeuerwehren, technische Arbeiten, Kriegssanität und Obdachlosenhilfe umfassen. Jedermann vom 15. bis zum 65. Altersjahr ohne Unterschied des Geschlechts und der Staatsangehörigkeit kann in eine Schutzorganisation eingeteilt und verpflichtet werden, die ihm innerhalb der Organisation übertragenen Schutzpflichten zu erfüllen. Befreit von dieser Verpflichtung sind diejenigen, die Militärdienst leisten, wichtige öffentliche Ämter bekleiden oder gesundheitlich verhindert sind.